

Von Teresa Driscoll ist bereits folgender Titel erschienen:
Für alle Tage, die noch kommen

Über die Autorin

Teresa Driscoll arbeitete 15 Jahre als Moderatorin für die BBC, außerdem als Journalistin und Kolumnistin für verschiedene Zeitungen. Ihre Kurzgeschichten erschienen in verschiedenen Zeitschriften, unter anderem der »Women's Weekly«.

Teresa Driscoll

Das Glück der hellen Tage

Roman

Aus dem Englischen
von Carola Fischer



KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Last Kiss Goodnight« bei Bookouture, an imprint of
StoryFire Ltd., Ickenham.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach
ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Das
Glück der hellen Tage« an: frauen@droemer-knaur.de



Deutsche Erstausgabe August 2016
© 2016 by Teresa Driscoll
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Uta Rupprecht
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München/Shutterstock
Bildnachweis: Alle Illustrationen im Innenteil von
Shutterstock/Dvo außer S. 5: Shutterstock/Gulnara Khadeeva
Satz: Sandra Hacke
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-65381-4

2 4 5 3 1

Für Peter, James und Edward



Erster Teil



Moskau
November 1960

Meine geliebte Martha,

auch heute schreibe ich dir, obwohl ich befürchte, dass diese Zeilen dich nie erreichen werden. Aber was sollte ich sonst tun? Drei Jahre lang habe ich nichts von dir gehört.

Meine Freunde sagen, ich soll aufhören, dir zu schreiben. Aber ich merke immer wieder, dass ich das nicht kann.

Daher werde ich dir weiter Briefe schicken, ich werde hoffen und beten, dass mein Traum in Erfüllung geht und du eines Tages einen dieser Briefe in Händen hältst. Dass du mir vielleicht gar nicht antworten willst, kann ich nicht glauben.

Ich hoffe inständig, dass dies nicht der Grund für dein Schweigen ist ...

Wenn du das hier liest, dann bitte glaube mir, dass ich dir schon viele Briefe an die Adresse deines Vaters geschickt habe. Und vor allem – denk nicht, es wäre zu spät.

Wenn ich dich nicht finde, dann komm bitte her und suche mich, Martha.

Ich liebe dich immer noch, und ich werde dich immer lieben. Das ist wahr, so wahr wie alles, was ich je zu dir gesagt habe, das schwöre ich. Denn tief in meinem Herzen tue ich auch heute noch alles in meinem Leben nur für dich.

Ich wäre damals nicht fortgegangen, wenn ich geahnt hätte, dass es so endet. Niemals hätte ich das getan.

Bitte, Martha, gib unsere Liebe nicht auf.

Dein Josef



1

Aylesborough-on-sea 1976

Ihr Verhalten ist lächerlich. Kate weiß das, aber sie kann nichts dagegen tun.

Noch während sie schnell einsteigt, um den vordersten Platz im Bus zu ergattern, beobachtet sie ihr eigenes Verhalten mit echter Besorgnis. Sie erkennt sich nicht mehr wieder in dieser seltsamen Frau, die ängstlich ihre drei Stofftaschen auf den Nebensitz stellt, damit niemand es wagt, sich dorthin zu setzen. Eine Frau, bei der man die typischen Anzeichen einer Zwangsstörung feststellen kann: Sie nimmt immer an den gleichen Tagen den gleichen Bus und kommt, obwohl kein Andrang herrscht, stets viel zu früh, um sicherzugehen, dass sie denselben Platz bekommt.

Natürlich sollte sie damit aufhören, sie sollte dieses Verhaltensmuster durchbrechen, solange sie noch kann. Aber Kate fühlt sich nur sicher, zumindest eine Zeit lang, wenn sie hier oben in der vordersten Reihe sitzt, hoch über dem Rest der Welt, die Meeresluft einatmet und das Kreischen der Möwen über sich hört.

Sie blickt auf ihre Armbanduhr – noch acht Minuten und achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig Sekunden, bis der Bus abfährt. Sie schlägt die Lokalzeitung auf und seufzt leise.

Sobald der Bus losfährt, sobald knackend eine Stimme aus dem Lautsprecher ertönt, wird sie sich besser fühlen.

Dann kann sie entspannen. Ungeduldig wartet sie auf die vertrauten Bemerkungen, die einstudierten Witze.

Heute fährt Kate zum zehnten Mal mit der Open Top Tour Company. Die Fahrkarte hat sie günstiger bekommen, weil sie vorgegeben hat, für ein Buch zu recherchieren.

In ihrer ersten Woche in Aylesborough ist sie zwei Mal mit diesem Bus gefahren, am Montag und am Mittwoch. Inzwischen plant sie alle drei Touren des Winterfahrplans in ihre wöchentlichen Aktivitäten ein. So kann sie zwei angenehme Stunden außer Haus verbringen und muss weder mit jemandem sprechen noch irgendwohin laufen. Zwei Stunden lang ist sie weit weg von den Umzugskartons, weit weg von Toby.

Sie hat ihm diese neue Sucht verheimlicht, hat ihm etwas von Recherche in der Stadtbibliothek für irgendeinen Kurs an der Fernuniversität erzählt. Er hat gelächelt in der Hoffnung, dass ihr ein neues Projekt guttun wird. *Das ist toll, Kate, wenn du wieder aus dem Haus gehst. Das ist wirklich toll.* Aber so ist es nicht. Beschämt schließt Kate die Augen.

Es ist überhaupt nicht toll, alles nur eine Lüge.

»Sie können wohl überhaupt nicht auf die Tour verzichten, oder?«

Kate ist erleichtert, als sie Mikes Stimme erkennt. Von allen Touristenführern ist er am wenigsten aufdringlich. Er ist lang und dünn mit einer auffallend großen Nase und dunklen Haaren, und er überrascht Kate immer wieder. Alle Führer reden gern und haben die passenden Sprüche parat, alle erzählen weitgehend dasselbe, nur Mike fügt auf jeder Tour etwas Neues hinzu. Ein winziges Detail, auf das er gestoßen ist, oder eine zufällige Bemerkung, die er irgendwo aufgeschnappt hat.

Sie faltet die Zeitung zusammen und dreht sich lächelnd zu ihm um. Sie ist sicher, dass er nur schnell ihre Fahrkarte kontrollieren und keine weiteren Fragen stellen wird. Als der Dieselmotor tuckern anspringt und der Bus losfährt, richtet sie den Blick wieder nach vorn auf die Straße. Ihre Atmung geht langsamer, ihr Herz schlägt ruhig und regelmäßig. Sie wartet auf die Gerüche: Erdnussbutter-Sandwiches wie auf den Busfahrten ihrer Kindheit, Fish and Chips von den Touristen aus dem unteren Deck. Dieseltank und Abgase vorbeifahrender Autos, und schließlich die wunderbar salzige Meeresluft.

Kate schließt die Augen, um mit dem Schwimmen zu beginnen: ein Armzug, dann noch einer, langsam und zusehrend hält sie auf den Leuchtturm in der Ferne zu. Die Vorstellung, wie sie im sicheren Tageslicht Zug um Zug durch das klare, kalte Wasser auf den weiß-roten Turm zuschwimmt, beruhigt sie.

»Natürlich gibt es keinen Leuchtturmwärter mehr. Heutzutage werden die meisten Leuchttürme automatisch betrieben ...« Mikes Stimme wird leiser, als sie weiter hinausschwimmt, immer schneller im kühlen Nass auf das Licht zuhält. Die Bewegung ihrer Arme ist gleichmäßig und kraftvoll. Zum Brummen des Motors und dem Rhythmus von Mikes Vortrag pflügt sie durch die Wellen.

»Wenn Sie jetzt bitte nach links schauen möchten, dort sehen Sie die Flügeltüren der alten Seilerei ...«

Sie schwimmt immer weiter, träumt vor sich hin und lässt sich treiben. Ab und zu dreht sie sich auf den Rücken und atmet tief durch; einmal erhascht sie einen kurzen Blick über die Heckleiste auf einen jungen Mann, der draußen im Park im Musikpavillon schläft, dann dreht sie sich wieder auf den Bauch und schwimmt weiter. Linker Arm, rechter Arm, immer im Wechsel. Nachdem der Bus in die

Willow Street eingebogen ist, hält er plötzlich mit einem Ruck an.

Kate taucht aus ihren Tagträumen auf und öffnet die Augen, als Mike sich nach einer kurzen Pause bei den Fahrgästen für den Zwischenfall entschuldigt.

»Ein dämlicher BMW-Fahrer – bitte verzeihen Sie meine Ausdrucksweise.«

Der Fahrer versucht, sich in die letzte freie Parklücke am Kai zu quetschen. Kate beugt sich vor, um die Szene besser beobachten zu können. Der BMW steht noch halb auf der Straße, der Fahrer könnte jetzt den Rückwärts- gang einlegen und einparken, aber der Platz zum Rangieren wird von einem weißen Lieferwagen blockiert, der gerade aus einer Seitenstraße eingebogen ist und wegen der nachkommenden Fahrzeuge nicht mehr zurücksetzen kann.

Amüsiert beobachtet Kate, wie beide Fahrer, der des BMWs und der des Lieferwagens, aussteigen und anfangen, sich lauthals zu beschimpfen. Auf der Straße bildet sich eine Mensentraube, und Mike lenkt die Aufmerksamkeit der Fahrgäste auf den kleinen Laden zu ihrer Rechten.

»Minstrel's Place ist das einzige Gebäude in der ganzen Straße, das nicht bei den Luftangriffen der Deutschen im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.«

Aber Kate hört nicht länger hin. Minstrel's Place interessiert sie genauso wenig wie der lautstarke Streit der Autofahrer, sie hat etwas anderes erspäht.

Aber ein Mann, der gerade eine Pastete isst, versperrt ihr die Sicht, sie muss sich zurücklehnen, um besser sehen zu können. Sehr zu ihrem Ärger macht auch der Mann einen Schritt rückwärts, und jetzt ist sein dicker Bauch im Weg, deshalb beugt sie sich nach vorn. Endlich ist der

Blick frei. Dort auf der Parkbank am Hafen sitzt eine seltsame Frau, allein.

Sie strickt.

Behutsam wendet Kate den Kopf, während sie dieses Bild in sich aufnimmt – langsam zoomt sie heran und versucht zu verstehen, warum der Anblick sie so irritiert. Nicht nur das Stricken ist unpassend an diesem stürmischen Novembertag, das ganze Bild wirkt so fehl am Platz, als befände es sich im falschen Rahmen.

Die Frau sieht sehr gut aus – hohe Wangenknochen und eine hübsche, perfekt geformte Nase – und zugleich merkwürdig zerzaust, die ungekämmten Haare sind zu einem lockeren Pferdeschwanz gebunden. Sie hat einen viel zu großen Mantel an, der in der Taille von einem breiten schwarzen Gürtel gehalten wird, eindeutig ein Herrengürtel, der weder zu der Frau noch zu dem Mantel passt. An den Füßen trägt sie grüne Gummistiefel, und neben ihr auf der Bank liegen drei Plastiktüten.

Diese falsche Stadtstreicherin ist zu jung für ein Leben auf der Straße, aber am merkwürdigsten findet Kate die Strickarbeit in ihren Händen: Es sieht nach einem Babyjäckchen aus. Die Wolle, in einem wunderschönen Zitronengelb, hat sie auf die Tasche neben sich gelegt, damit sie nicht auf das nasse Pflaster fällt. Dieser Widerspruch – der Kontrast zwischen dem hellen Babygelb und der dunklen Schübigkeit der Frau – ist Kate sofort ins Auge gestochen.

Einen Moment lang hält Kate inne, unentwegt blickt sie auf die klappernden Nadeln und versucht, ihre Reaktion zu analysieren. In ihrem Kopf flüstert ihr professionelles Ich eine erste Warnung: *Nein, Kate, tu das nicht.* Dann hört sie Toby, seine Stimme ist laut und angestrengt – *Du musst dich ausruhen, Kate; du solltest dich mehr schonen* –, und schließlich erkennt sie noch den vertrauten, missbilli-

genden Tonfall ihres Arztes. Doch Kate ignoriert alle inneren Stimmen, sie beißt sich auf die Lippe und trifft augenblicklich eine Entscheidung. In Windeseile hat sie die Zeitung in die Tasche gesteckt, ihre Sachen eingesammelt und rennt die Wendeltreppe hinunter. Von seinem Platz neben dem Busfahrer aus kommentiert Mike gerade den Blick aus dem Fenster.

»Falls es Sie interessiert: Inzwischen muss man zweieinhalb Jahre auf einen Liegeplatz im Jachthafen warten.«

Kate strebt auf die Tür zu, und Mike hebt die Augenbrauen. »Tut mir leid, ich muss gehen ...« Dann steigt sie aus dem Bus, stolpert beinahe, gefolgt von den Blicken der sechs erstaunten Fahrgäste im unteren Deck.

Als sie auf der Straße steht und Mikes Stimme nur noch von fern zu hören ist, fühlt sie die vertraute Angst in sich aufsteigen, die ihr Leben in letzter Zeit so oft beherrscht. Sie atmet tief durch, um sich zu beruhigen, und nimmt alle Taschen in die linke Hand, um sich mit der rechten die wehenden Haare aus dem Gesicht hinters Ohr zu streichen.

In ihrem Beruf hat Kate jahrelang Erfahrung gesammelt, wie man auf fremde Menschen zugeht – auch (man könnte sogar sagen, insbesondere) sonderbare Menschen –, aber als sie sich der Gestalt nähert, die auf der Bank mit den Stricknadeln klappert, fühlt sie ihre Zuversicht schwinden. Befürchtungen steigen in ihr auf, und sie spürt einen unerklärlichen inneren Zwang, der sie tief verunsichert.

Die strickende Frau sieht nicht auf, und Kate beschließt, Tee für sie beide zu besorgen, um die Störung zu entschuldigen. Dann hat sie etwas, woran sie sich festhalten kann.

Am Kai steht ein Imbisswagen, der bei den Fischern sehr beliebt ist, dort stellt Kate sich an. Die ganze Zeit

über beobachtet sie die Frau, die nur von ihrer Arbeit aufschaut, als eine Möwe vor ihr entlanghüpft und neben der Parkbank nach Essenskrümeln pickt.

Der Mann im Imbisswagen reicht ihr zwei angeschlagene Steingutbecher, entschuldigt sich damit, dass die Fischer keine Styroporbecher mögen, und bittet sie, die leeren Tassen wieder zurückzubringen. Mit dem Tee in der Hand geht Kate vorsichtig zu der Parkbank. Sie gibt sich Mühe, nichts zu verschütten, aber die Becher sind großzügig bis zum Rand gefüllt und das heiße Getränk schwappt über.

Die Frau hört auf zu stricken, sobald Kate sich hingeworfen hat, und wirft einen neugierigen Blick auf die Becher. Dann sieht sie sich nach der Person um, für die der zweite Tee bestimmt ist.

Kate fährt sich mit der Zunge über die Vorderzähne. »Ich habe mir gedacht, Sie mögen vielleicht eine Tasse Tee, um sich ein wenig aufzuwärmen. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen.«

Ein vielsagender Ausdruck huscht über das Gesicht der Frau, bevor sie ihre Augen auf Kate richtet. Ihr Blick ist hart. »Eigentlich mag ich lieber Kaffee«, sagt sie vollkommen sachlich und wartet die Reaktion ihres Gegenübers ab. Kate wird rot vor Verlegenheit, dann ärgert sie sich, aber nicht über die offenkundige Undankbarkeit der Frau, sondern über ihre eigene plumpe Art. Ihr ungeschicktes Vorgehen ist ihr peinlich.

Doch plötzlich, während Kate immer mehr errötet und ihr Gesicht heiß wird, entspannen sich die Gesichtszüge der Frau auf der Bank.

»Leider kann ich Tee nur mit einer Riesenmenge Zucker trinken.« Der Tonfall ist jetzt anders. Sie wendet leicht den Kopf. »Albert vom Imbiss weiß das. Er hätte Zucker

in den Tee getan, wenn er gewusst hätte, dass der für mich ist. Zwei gehäufte Löffel voll. Fürchterlich ungesund.«

Ist das ein Friedensangebot? Offenbar. Auf jeden Fall hat sich der Ton ihrer Stimme verändert. Die Frau streckt die Hand nach dem Tee aus, aber Kate hält beide Becher fest, nickt knapp und geht zurück zu dem Imbisswagen. Die zwei Becher balanciert sie in der Hand, die überschwappende heiße Flüssigkeit brennt auf ihrer Haut. Immer wieder wirft sie einen besorgten Blick zurück zur Parkbank, wo ihre Taschen liegen, als erwartete sie, die Frau würde damit fortlaufen. Vielleicht ist die Nummer mit dem Zucker nur ein Trick, den sie regelmäßig versucht.

Kurz darauf sitzt Kate wieder neben der Frau, die nun lächelnd an ihrem Tee nippt. Kates Taschen hat sie nicht angerührt.

»Also, Sie gehören zu diesen Predigern, stimmt's?«

»Wie bitte?«

»Na ja, normalerweise geht es immer um den großen Mann dort oben, wenn man auf einen Tee eingeladen wird. Sind Sie eine von denen?«

Die tiefe, volle Stimme überrascht Kate, dieser Akzent wurde an einer teuren Privatschule erworben. Unwillkürlich muss sie laut lachen. Ausgerechnet sie soll für Gott werben? Sie, Kate Mayhew, die an gar nichts mehr glaubt?

»Nein, tut mir leid. Mit dem Glauben kann ich nichts anfangen. Was ist mit Ihnen?«

Die Frau schüttelt den Kopf. Kate macht eine ungelenke Bewegung, stößt aus Versehen eine ihrer eigenen Taschen um, und ihr fällt auf, dass jetzt insgesamt sechs Taschen zwischen ihr und der Frau aufgereiht sind – drei Plastiktaschen und drei aus Stoff. Der Anblick ist so befremdlich, dass Kate wieder lachen muss, dann erzählt sie

freimütig die Wahrheit. »Eigentlich bin ich Sozialarbeiterin. Aber nicht im Dienst. Um ehrlich zu sein, habe ich zurzeit nicht alle Tassen im Schrank, wenn man den Ärzten Glauben schenken will. *Für unbestimmte Zeit krankgeschrieben.*«

»Oh.« Die Frau stellt sich als Martha vor. Sie blickt Kate sehr ernst an, als hätte sie ihr gerade ein Verbrechen gestanden. Kate fragt sich, ob das an ihrem Job liegt oder ob Martha sie wegen ihres angeblichen Zusammenbruchs bemitleidet.

Tatsächlich geht es um etwas ganz anderes.

Denn Martha sieht etwas in Kates Gesicht, das sie nicht erwartet hat, sie spürt ein besonderes Band zwischen ihnen und überlegt, welche Frage Kate wohl als Nächstes stellen wird.

Wird Kate fragen, woran sie strickt?

Oder warum sie strickt?



2

In dem kleinen Musikpavillon im Park wecken die Vögel Matthew auf, ihr Gesang ist viel lauter als der tuckernde Bus.

Matthew hört den Stadtrundfahrtbus hinter der Hecke entlangfahren, nur das offene Oberdeck ist sichtbar. Sofort fällt ihm eine recht seltsame Frau auf, die dort oben in ihren Taschen herumwühlt. Matthew schließt die Augen, als der tuckernde Dieselmotor sich entfernt, und lauscht wieder den Vögeln. Er ist sehr froh, dass ihr Gezwitscher ihn aufgeweckt hat und sein erster Gedanke einer Melodie galt – und nicht der Kälte.

Wie um ihm einen Gefallen zu tun, wiederholen die Vögel ihren Ruf jetzt. Drei Töne, drei Mal nacheinander.

Matthew muss lächeln, als er sie erkennt – nicht die Vögel, sondern die Töne, die er sich auf ein Notenblatt gemalt vorstellt. Unwillkürlich bewegt er die Finger im Inneren des Schlafsacks, als wären dort Klaviertasten.

A – G – Es.

Noch einmal von vorn. A – G – Es. Die letzte Note wird lange gehalten und klingt weich.

Schon als kleines Kind konnte Matthew die Musiknoten nennen, sobald er Töne hörte. So wie die meisten Menschen Farben erkennen. Lange Zeit machte er sich keine Gedanken über diese Gabe und glaubte, alle Menschen könnten Töne so erfassen wie er. Für Matthew war es nicht mehr als eine Laune seiner Gene, so wie er lockige Haare hatte oder helle Augen. Unerklärlicherweise zuckte

sein Vater bei seinem Anblick gelegentlich zusammen und wandte sich, wenn er sich nicht gesehen glaubte, sogar ab.

Erst im Alter von acht Jahren erfuhr Matthew, dass seine Fähigkeit einen Namen hatte.

Das absolute Gehör.

Und diese Gabe war selten.

Einer von zehntausend Menschen, erzählte ihm sein Musiklehrer an dem Tag, als er bei der Chorprobe Matthews absolutes Gehör entdeckte. »Weißt du überhaupt, was für ein Glück du hast? Was würde ich dafür geben ...«

Matthew erinnerte sich an den Neid in der Stimme seines Lehrers, der ihn immer wieder endlose Notenfolgen benennen ließ, als ob er ihn beim Tricksen erwischen könnte. Als würde Matthew ihm nur einen Streich spielen.

Aber es war kein Trick. Matthew wusste nicht, warum er ohne jeglichen Anhaltspunkt die Noten benennen konnte. Er hatte keine Stimmgabel, niemand gab ihm Tipps. Er konnte es einfach.

Ein herzhaftes Gähnen vertreibt die lähmende Müdigkeit aus seinen Gliedern, dann blickt er auf das Gittermuster, das das von oben hereinfallende Licht durch das Holzgerüst des Musikpavillons auf ihn wirft. Es kommt ihm komisch vor, hier an diesem Ort etwas so Schönes zu sehen. Er erinnert sich an eine Ausstellung, die er einst mit seiner Mutter besucht hat – dort wurden Schwarzweißfotos von Bäumen, Stahl- und Telegrafmasten und deren faszinierenden Schattenbildern gezeigt. Einige Schatten waren überlang, andere gedrungen und verzerrt. Matthew bewegt sich, damit sein eigener Schatten das helldunkle Geflecht verdeckt. Dann streckt er sich, um die Unannehmlichkeiten seines neuen Lebens los-

zuwerden – seine jungen Knochen üben schon für das Alter, nur seine Nase hat noch mit dem üblen Geruch zu kämpfen.

Matthew verzieht das Gesicht. Der betrunkene Mann fällt ihm wieder ein, der sich vorletzten Nacht direkt neben seinem Schlafsack erleichtert hat und lauthals an zu lachen fing, als Matthew sich über den Gestank entrüstete. Er ist noch neu auf der Straße und stört sich an dem Geruch. Und an der Abscheu in den Augen des Betrunkenen.

Nach dieser Nacht hatte Matthew beschlossen, nicht mehr auf dem Parkplatz zu schlafen. Er will nicht mehr mit den anderen an den üblichen Treffpunkten herumhängen, der Bushaltestelle, dem Durchgang beim Fish-and-Chips-Laden, er pfeift auf den Schutz der Gruppe.

Nach der ersten Nacht im Park ist ihm zwar kalt, aber in dem kleinen Musikpavillon ist er vor den heftigsten Windböen verschont geblieben. Er mag die Einsamkeit.

Und er mag die Vögel.

Matthew blickt sich um, er will sichergehen, dass er nicht beobachtet wird, dann langt er mit einer Hand in den Schlafsack nach seiner Brieftasche, die in der Gesäßtasche steckt. Er besitzt noch fünfunddreißig Pfund, das unterscheidet ihn von den anderen auf der Straße. Das Geld würde sogar noch reichen, um nach Hause zu fahren und nicht mehr auf der Straße herumzulungern. Aber es genügt nicht, um seine Entscheidung rückgängig zu machen.

Die Blätter an den Bäumen zittern im kalten Wind, dann sieht Matthew durch das Laubwerk die Augen seines Vaters, die ihn wütend anfunkeln. Seine Mutter steht einen Schritt hinter ihrem Mann – ihr Blick ist sanft, aber die Augen sind vom Weinen rot umrändert und schauen flehentlich.